

DER  
RUF  
DES  
BLUTES  
ALLIANZ DER SCHATTEN

J. K. BECK

J. K. Beck

# **Der Ruf des Blutes**

Die Allianz der Schatten

1. Auflage Mai 2012  
Titelbild: Agnieszka Szuba  
[www.the-butterfly-within.com](http://www.the-butterfly-within.com)

©opyright 2012 by J.K. Beck  
First published by Bantam

Lektorat: Franziska Köhler  
Satz: nimatypografie  
Druck & Bindung: AALEXX Buchproduktion GmbH  
[www.aalex.de](http://www.aalex.de)

ISBN: 978-3-939239-89-5

Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder  
eine andere Verwertung ist nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Verlags gestattet.

Hat Dir das Buch gefallen? Schreib Deine Meinung an [gelesen@ubooks.de](mailto:gelesen@ubooks.de)

Möchtest Du über Neuheiten bei Ubooks informiert bleiben?

Einfach eine Email mit Deiner Postadresse an:  
[katalog@ubooks.de](mailto:katalog@ubooks.de)

Ubooks-Verlag | U-line UG (haftungsbeschränkt)  
Neudorf 6 | 64756 Mossautal

[www.u-line-verlag.de](http://www.u-line-verlag.de)

*Für meine Mutter*

## **Danksagung**

Ich möchte den vielen Menschen, die bei der Entstehung dieses Buches geholfen haben, meinen Dank aussprechen. Meinen Freunden, Plot-Helfern und Schultern zum Ausheulen: Kathleen O'Reilly, Dee Davis, Jessica Scott und Aaron Orive. Meiner Familie: Don, Catherine, Isabella, meiner Mutter Anna und natürlich auch meiner Oma. Den Leuten beim LAPD dafür, dass sie mir meine Fragen über «Genehmigungen zum verdeckten Tragen einer Waffe» und das Strafjustizzentrum beantwortet haben. Und ganz besonders meiner Agentin Kimberly Whalen und den großartigen Menschen bei Random House, insbesondere Nita Taublib und meiner wundervollen Lektorin Shauna Summers.

# Prolog

Die Leiche des Richters lag ausgestreckt am Boden und seine Augen, in denen sich noch immer Erstaunen und Schrecken spiegelten, standen weit offen. Er hatte gewusst, was in seinen letzten Sekunden über ihn kam, gewusst, dass ihn nun doch noch die Rache für seinen Verrat und die gerechte Strafe für seine Verbrechen ereilte.

Lucius leckte gedankenverloren seine Lippen und schmeckte den bitteren Geschmack von Braddocks Angst. Angst, aber keine Reue. Von all den Ungeheuern, die durch die Nächte schlichen, war Marcus Braddock eines der bösartigsten gewesen.

Jetzt war er tot. Der Gerechtigkeit war genüge getan. Sein Schicksal war besiegelt.

Es war vorbei.

Lucius warf einen letzten Blick auf den Beamten vom Polizeirevier von Los Angeles. Er stand steif aufgerichtet in seiner Uniform da und sprach hektisch in das Funkgerät auf seiner Schulter, während die Lichter seines Einsatzwagens die verregnete Nacht rot und blau färbten. Nicht weit von ihm schluchzte eine Frau, die unglückselige Joggerin, die die Leiche entdeckt, den Notruf verständigt und damit alles ins Rollen gebracht hatte.

Bald würden noch mehr Polizeibeamte erscheinen. Und nach ihnen die anderen. Die, die verstehen würden, was sich hier heute Nacht tatsächlich abgespielt hatte.

Die, die nach Braddocks Mörder suchen würden.

Ehe sie kamen, musste er fort sein.

Mit diesem letzten Gedanken wurde Lucius Dragos eins mit der Nacht, seiner ewigen Gefährtin.

# Kapitel 1

«Regen», stellte Tucker fest. «Kannst du mir erklären, weshalb wir verflucht noch mal ausgerechnet immer bei Regen gerufen werden?»

«Da bleibt man sauber», gab Doyle mit einem amüsierten Seitenblick auf seinen Partner zurück und stellte seinen 63er Pontiac neben einem schwarz-weißen Einsatzwagen des LAPD ab. Die Blaulichter erzeugten unheimliche Schatten in dem dicht bewaldeten Park und beleuchteten einen Rettungswagen und zwei auffällig-unauffällige, unbeschriftete Fahrzeuge, die schwer nach Mordkommission aussahen.

«Und dann auch noch das da», setzte Tucker mit einer Geste auf das Polizeifahrzeug seine Tirade über ihr Unglück fort, «überall kriechen die Cops aus ihren Löchern. Jetzt haben wir das ganze lästige System am Hals.»

Doyle rammte den Schalthebel in Parkposition. «Ich gehe mal davon aus, dass du gestern nicht ordentlich gevögelt wurdest und dein momentanes Zölibat dich in so miese Laune versetzt. Solltest du allerdings vorhaben, dich auch für den Rest der Ermittlungen so aufzuführen, werde ich um einen neuen Partner bitten.»

Tucker breitete die Arme aus und schenkte ihm sein strahlendes Lächeln, für das er bei den Damen der 6. Division berühmt-berüchtigt war. «Mir geht's gut, Mann. Mach dir nicht in die Hose.»

Doyle hob seinen Schirm auf und öffnete die Tür des Pontiacs. «Fangen wir an.»

Tucker und er schlurften Seite an Seite auf einen Polizisten in durchweichtem Regencap zu, der den Tatort gerade mit einem Absperrband sicherte. Bei ihrem Anblick

erstarrte der Polizist und glotzte sie an wie ein geblendetes Reh. Er hob warnend eine Hand und Doyle dachte bei sich: *Anfänger*. Als ob sie das aufhielte.

«Geh lieber beiseite, Kleiner», riet Doyle dem Beamten und zeigte ihm aus Höflichkeit seine Marke, machte jedoch keinerlei Anstalten, an der Absperrung stehen zu bleiben, sondern schickte sich an, kommentarlos darunter hindurchzukriechen.

«Tut mir leid», stoppte ihn der Polizist. «Keiner darf durch.»

«Wir sind hier zuständig», widersprach Tucker und fasste den jungen Mann scharf ins Auge. «Komm schon, Anfänger. Reiß dich zusammen und lass uns rein.»

Das Gesicht des Beamten zeigte wie immer zuerst die übliche Verwirrung und wurde dann ausdruckslos. Daraufhin lächelte er höflich und kooperativ. «Selbstverständlich, Sir. Detective Sanchez steht gleich dort drüben.» Er deutete auf eine Frau mit einem herzförmigen Hintern. «Sie ist hier zuständig.»

«Nicht mehr», entgegnete Tucker.

Doyle krabbelte hinter seinem Partner unter dem Absperrband durch und konnte sich das Grinsen kaum verkneifen. «Du musst mir irgendwann mal beibringen, wie du das machst.»

«Es ist eine natürliche Gabe», erklärte Doyle. «Auch bei den Damen ab und an sehr praktisch.»

«Na sicher. Ich bezweifle, dass du auf andere Art eine Dame rumkriegern könntest.»

«Das trifft mich jetzt aber, Mann», stöhnte Tucker und schlug die Hand aufs Herz. «Das hat mich wirklich verletzt.»

Doyle konnte über die Marotten seines Partners nur den Kopf schütteln und er sparte sich eine Erwiderung. Sanchez hatte sie bereits entdeckt und war auf dem Weg zu ihnen. Ihr gepflegtes, frisches Gesicht sah verkniffen aus.

«Halt, halt», befahl sie. «Würdet ihr Jungs mir vielleicht verraten, wer ihr seid und was ihr an meinem Tatort zusehen habt?»

«Da haben wir schon den springenden Punkt», sagte Doyle und zog seine Marke aus der Tasche seines Regenmantels. «Ich bin mir nicht sicher, ob das überhaupt noch Ihr Tatort ist. Ich bin Agent Ryan Doyle.» Er nickte in Richtung Tuckers. «Das ist mein Partner Agent Severin Tucker.»

Sie studierte Marke und Ausweis und fragte dann verwundert: «Homeland Security?»

Doyle nickte. Theoretisch stimmte das. Nach der Verabschiedung des Patriot Act war sein Arbeitgeber – der amerikanische Zweig der Preternatural Enforcement Coalition, also der Vereinigung zur übernatürlichen Vollstreckung – formell zu einer Abteilung des Heimatschutzministeriums geworden. Eine geheime Abteilung zwar, aber nichtsdestotrotz. Und in Anbetracht des Terrors, gegen den die PEC kämpfte, passte das aktuelle Deckmäntelchen sogar ganz ausgezeichnet zu der uralten Organisation.

Detective Sanchez hielt seinem Blick stand. «Wollt ihr mich veralbern?»

«Nein, Ma'am», widersprach Tucker. «Wir bei der Homeland Security haben, soweit wir wissen, keinerlei Sinn für Humor.»

Sie legte den Kopf schief und musterte Tucker nun bitterböse. Unter ihren weiblichen Kurven steckte offenbar eine harte Nuss. «Seit wann sind Killer, die Kreaturen aus einem schlechten Film imitieren, ein Fall für die Bundesbehörden?»

«Tut mir leid, Detective, das ist geheim», klärte Doyle sie auf.

«Ich kann nur sagen, dass es gewisse Gerüchte gibt», fügte Tucker hinzu.

Sie sah sie ungläubig an und kaufte ihnen den Schwachsinn offenbar nicht ab. Doyle bemerkte, dass

Tucker wieder seinen Blick bekam, und stellte sich schnell vor ihn. Ab und zu war Tuckers Trick schon praktisch, aber er konnte den Mumpitz nicht mit allen treiben. Neben Sanchez befanden sich noch mindestens sieben weitere Beamte am Tatort, die die Leiche umkreisten und die zweifellos ihre Rechte auf den Tatort anmelden würden.

«Dieser Mord fällt in unseren Zuständigkeitsbereich, Sanchez. Rufen Sie diese Nummer an und fragen Sie nach Nikko Leviathin. Er wird es Ihnen bestätigen.» Doyle überreichte ihr eine Visitenkarte. «Derweil werden wir unseren Tatort inspizieren.»

Doch die Frau plusterte sich auf und trat ihm in den Weg. Er ballte die Hände zu Fäusten und kämpfte gegen die Wut an, die in seinem Inneren wie Lava aus der Tiefe aufstieg und jeden Augenblick explosionsartig an die Oberfläche dringen konnte. Er sog zischend Luft ein und unterdrückte das Verlangen, sich auf sie zu stürzen und ihr zu demonstrieren, wer hier zu was befugt war.

«So, wir spielen also *Schwanzvergleich*?», fragte sie und ahnte nichts von der drohenden Gefahr. «Bitte schön. Aber solange mir mein Lieutenant oder der Bezirksstaatsanwalt nichts Anderweitiges mitteilen, ist das hier ist mein Tatort.»

«Dann fragen Sie eben die», blaffte Tucker. Er hatte seine Hand fest auf Doyles Schulter gelegt und übte gerade so viel Druck aus, wie nötig war, damit er am Boden blieb und sein flammender Groll abebbte. «In der Zwischenzeit -» Er unterbrach sich und warf Doyle einen warnenden Blick zu, bevor er sich umdrehte und auf die Leiche zuing.

Doyle atmete tief ein, einmal, zweimal, und zwang die letzten Überreste der Finsternis zurück in die Tiefe. Dann folgte er Tucker. Sanchez sah aus, als würde sie gleich Säure speien, ließ sich aber hinter ihnen zurückfallen. Ihr Handy klebte an ihrem Ohr.

«Also, was haben wir?», fragte er. Vor ihm lagen die geisterhaft blassen Überreste von Marcus Braddock, einem

Richter im Ruhestand. Der Mistkerl war ein Gestaltwandler, aber das hieß noch lange nicht, dass Doyle ihm das Schicksal, ermordet zu werden, gewünscht hätte. Und in diesem Fall handelte es sich um die schlimmste Art des Mordes. Einen Menschen oder Paramenschen auszubluten, wurde als heimtückischer Mord fünften Grades und Verstoß gegen die Fünfte Internationale Konvention eingestuft und mit öffentlicher Exekution geahndet. Eine ganz fiese Sache.

Tucker kauerte bereits neben der Leiche und griff nach Braddocks Kragen.

«Was soll das?», ging ein kleiner, rattengesichtiger Mann dazwischen und stieß Tuckers Hand zur Seite.

«Vorsicht», entgegnete Tucker ruhig, «versuch das noch mal und du verlierst ein paar Gehirnzellen.»

Die Ratte zögerte irritiert. Dann trat Sanchez geschäftsmäßig heran. «Lassen Sie ihn», befahl sie. «Dieser Saustall gehört jetzt ihnen. Das heißt wohl, dass sie auf alles, was sie wollen, Zugriff haben.» Sie fixierte Doyle. «Inklusive meiner Ressourcen, meiner Männer und Ausrüstung, wie mir gesagt wurde. Zumindest, bis ihr eigenes Team eintrifft.»

«Und wir wissen Ihre Kooperation sehr zu schätzen.»

Sanchez lächelte eiskalt. «Aber sicher.» Sie nickte dem uniformierten Beamten mit dem Absperrband zu: «Sie sind abgelöst.» Dann fiel ihr Lächeln auf Doyle: «Die Ressourcen sind eben *begrenzt*.» Sie gab der Ratte einen Wink. «Los. Zeig den Herren, was sie sehen wollen.»

Der Rattenmann zog einen Latexhandschuh über, schob dann den Kragen beiseite und entblößte so zerfetztes Fleisch und zerstörtes Muskelgewebe.

Verfluchte Vampire. Trotz der Konvention und der strengen Gesetze, die es ihnen untersagten, direkt von Menschen zu trinken, kam es Doyle so vor, als bräuchte er sich nur umzudrehen und schon hatte wieder einer dieser Scheißkerle jemanden ausgesaugt.

Er ballte die Fäuste, aus Hass über ihre Schwäche. Ihre mangelnde Selbstbeherrschung widerte ihn an. Und, ja, er kannte auch die ganzen verdammten Statistiken, laut denen die große Mehrheit der Vampire den Dämon in ihrem Inneren kontrollieren konnte und sich nicht unmittelbar von Menschen ernährte. Nicht mordete. Sich ans Gesetz hielt.

Dass sie angeblich nicht das Böse auf zwei Beinen waren, für das Doyle sie hielt.

Die Statistiker konnten ihn mal. In Doyles Augen blieb weiterhin nur ein toter Vampir ein guter Vampir.

Marcus Braddock mochte Abschaum gewesen sein – im Gerichtssaal und auch außerhalb –, aber Doyle würde dafür sorgen, dass der Vampir, der ihn ausgesaugt hatte, seine Strafe erhielt – entweder in Form eines Pflocks im Herzen oder einer Axt in seinem Kopf.

«Wärt ihr Jungs nicht aufgetaucht, hätte ich auf einen Serienmörder getippt», bemerkte Sanchez und holte Doyle damit in die Gegenwart zurück.

«Nein, Ma'am, das hier ist viel schlimmer», entgegnete er.

Die Ratte und Sanchez sahen sich vielsagend an. Dann nickte Sanchez und die Ratte räusperte sich: «Das haben wir unter der Leiche entdeckt», verkündete er und hielt ihnen einen durchsichtigen Plastikbeutel hin.

Doyle nahm ihn an sich. Seine Augen benötigten das Licht der Taschenlampe nicht, mit der Sanchez ihm freundlicherweise leuchtete. Der Beutel enthielt einen matschverkrusteten, silbernen Siegelring. Trotz des Schmutzes konnte man erkennen, dass es sich um ein Stück großer Handwerkskunst handelte. Ein Drache, der sich in den Schwanz biss und so einen Kreis bildete, war sorgfältig auf dem Ring eingraviert. Sein Auge bildete ein Rubin.

Tucker beugte sich vor, um ihn sich näher anzusehen. «Ist das nicht –»

«Das Wappen der Dragos», vollendete Doyle mit einem kalten, harten Lächeln. Lucius Dragos, der letzte der Dragos. Endlich, nach all den Jahren, bekam er seinen alten Freund zu fassen.

«Heiliges Kanonenrohr», keuchte Tucker, «was für ein außergewöhnlicher Abend. Bisher haben wir niemals einen stichhaltigen Beweis gegen ihn in die Hände bekommen und jetzt leistet sich Dragos so einen Schnitzer? Das ist verdammt noch mal zu schön, um wahr zu sein.»

«Und das macht mir Sorgen.» Doyle kniete neben dem toten Körper. «Ich muss wissen, ob es noch mehr gibt.»

Tucker schüttelte den Kopf und warf dann einen bedeutungsschweren Blick auf Sanchez und die Ratte. «Willst du dir tatsächlich den Papierkrieg antun?»

Doyle musste an den Stapel Tadel und Verwarnungen denken, die bereits seine Personalakte bereicherten. Wenn noch weitere dazukämen, würde er ernsthafte Schwierigkeiten bekommen. «Ich kriege nur Ärger, wenn die Behörde davon erfährt.»

«Gibt es ein Problem?», erkundigte sich Sanchez.

«Noch nicht», antwortete Doyle und an Tucker gewandt fügte er hinzu: «Du weißt, dass ich es tun muss.»

«Ach, Donnerwetter.» Tucker gab nach. «Na gut, mach es. Was bedeutet so eine kleine offizielle Abmahnung unter Freunden schon?»

Tucker sah Detective Sanchez tief in die Augen. Doyle drückte seine Hand auf Braddocks Stirn. Der Rattenjunge blies sich sofort mächtig auf. «Sind Sie wahnsinnig? Sie tragen nicht mal Handschuhe. Wie können Sie –»

«Ich kann es erklären», sagte Tucker und kniete sich wieder neben die Leiche. Detective Sanchez wanderte derweil davon, da ihr offenbar unvermittelt eingefallen war, dass sie andernorts etwas zu erledigen hatte. Doyle konzentrierte sich auf Braddocks letzte Gedanken. In der Zwischenzeit pflanzte Tucker der Ratte irgendwelchen Unfug ins Gehirn und schickte auch ihn seiner Wege.

«Ich konnte nicht sehr tief gehen, das wäre zu gefährlich», informierte ihn Tucker. «Du solltest also schnell fündig werden.»

Doyle nickte, entgegnete aber nichts. Er war ganz nah.

*Dunkelheit. Verwunderung. Sogar Lust. Zumindest, bis es sich veränderte. Verwandelte.*

*Dann kam die Angst.*

*Das Durcheinander. Grauen. Genuss. Schmerz.*

*Nichts formte sich, kein Bild entstand.*

*Nur Verwirrung. Ein Durcheinander aus konfusem Gefühlen und Reaktionen. Nichts Greifbares.*

*Nichts Handfestes.*

«Los, los», drängte Tucker. Doyle legte die andere Hand über das Herz der Leiche und versuchte, Zugang zur vergehenden Aura zu erhalten.

*Verwaschen. Verschwunden.*

*Reue.*

*Der Tod, so kalt und vertraut.*

*Und dann, endlich, ein Gesicht.*

*Das letzte Bild des Todes. Der letzte bewusste Gedanke. Doyle sah hin, und in seinem Kopf sah er Lucius Dragos, der sich mit entblößten Reißzähnen über Marcus Braddock beugte, um ihm auch den letzten Rest Leben auszusaugen.*

Doyle befreite sich von Braddocks Gedanken. Er klapperte mit den Zähnen und zitterte am ganzen Leib. Aber er hatte Dragos auf frischer Tat ertappt.

Erschöpft berichtete er Tucker: «Wir haben ihn endlich, Partner. Und wir werden ihn fertigmachen.»

# Kapitel 2

*Sie kamen.*

Er konnte sie selbst durch die dicken Mauern seines Hauses in Beverly Hills wittern, ihre starke Entschlossenheit, die beinahe den Geruch ihrer Nervosität überdeckte. Beinahe.

Diese Jäger, sie kannten ihn. Diese Männer, die ihn in Ketten legen und verhören würden und vorhatten, ihn seiner gerechten Strafe zuzuführen.

Sie kannten ihn und sie fürchteten ihn.

*Das sollten sie auch besser.*

Er saß in den dunklen Räumlichkeiten seines fensterlosen Büros, legte den Kopf schief, atmete noch tiefer und blähte dabei seine Nasenflügel. Es waren zwei. Einer ein Mensch mit der Gabe. Lucius erkannte den Geruch des Mannes nicht wieder. Der andere war ein Paradämon und einst sein Freund gewesen. Ein Monster, das seine ihm eigene Wut unter einer Maske von sauberer Lebensführung und Systemkonformität verbarg.

*Ryan Doyle.*

Mit einer Bewegung schaltete Luke eine Reihe von Bildschirmen ein. Alle fünfzehn zeigten unterschiedliche Bilder der Überwachungskameras, die überall in seinem Haus verteilt waren. Er konnte Doyle sofort ausmachen. Er hielt sich in der Nähe des Tores auf und besprach sich mit dem Menschen. Ihre Mienen waren undurchschaubar.

Im Dunkeln hinter ihnen schlichen die RAC-Leute herum - RAC wie *Recon and Capture*, Auskundschaften und Gefangenenehmen. Sie trugen, wie es das Protokoll vorschrieb, Masken, die ebenso wie das Material ihrer eng anliegenden Tarnuniformen so designt worden waren, dass

sie sie sowohl vor Angriffen mit menschlichen Waffen als auch übersinnlichen Tricks schützten.

Für einen Zivilisten auf der Straße hätten sie wie ein Elite-Sondereinsatzkommando gewirkt. Aber sie waren sehr viel mehr als das. Und weitaus gefährlicher, ihnen allen voran Doyle, der entschlossen seine Waffen gezückt hatte und penibel Anweisungen gab.

Dann drehte er sich direkt zur Kamera um, beinahe so, als wolle er, dass Luke sein Gesicht sah, seine Entschlossenheit. Doch Luke sah noch mehr. Doyle war auf der Hut.

Luke musste grinsen. Wenn ein Ungeheuer wie Doyle sich in seiner Gegenwart unwohl fühlte, dann machte er offenbar etwas richtig.

Gerüchte machten die Runde, dass Doyle sein wildes Temperament inzwischen zügeln konnte, möglicherweise sogar endgültig unter Kontrolle gebracht hatte. Er hätte sich gebessert und inzwischen mache es ihm Spaß, die bösen Jungs der Gerechtigkeit zuzuführen.

Dieses Wort ließ Luke erschauern. *Gerechtigkeit*. Als ob diese Bastarde, die draußen vor seinem Zuhause herumlungerten, wussten, was das war. Sein Handy klingelte. Mit einem leisen, genervten Knurren nahm er es in die Hand und rechnete schon fast damit, dass es Doyle wäre, der von ihm verlangte, sich friedlich zu ergeben. Sehr unwahrscheinlich.

Auf dem Display erschien eine vertraute Nummer. Sofort verpuffte sein Ärger und er nahm den Anruf an. «Geht es dir gut?»

«*They say the neon lights are bright on Broadway*», sang Tasha ihm ins Ohr. «Aber hier gibt es keinen Zauber, Lucius. Ich hätte so gerne ein bisschen Magie gehabt.»

Er holte tief Luft und zwang sich, ruhig zu klingen. Seine Schutzbefohlene war immer etwas seltsam gewesen. Schon vor ihrer Verwandlung hatte ihr Gehirn anders gearbeitet als das von normalen Mädchen, und jetzt, nach ungefähr

drei Jahrhunderten, sah sie die Welt immer noch in ganz simplen Schemen.

«Bist du gut angekommen?»

«Wo warst du?», wollte sie wissen und übergang seine Frage. «In der Nacht. Wo bist du hin?»

Er schielte auf seine Monitore. Das RAC-Team überprüfte seine Waffen und besprach sich. «Das weißt du ganz genau», erwiderte er.

Ein fröhliches Kichern erklang. «Nicht letzte Nacht. Das war für mich, für mich, weil du mich gern hast. Aber die Nacht davor. Wo bist du gewesen? Ich wollte, dass du zu Hause bist, aber du warst nicht da.»

Er dachte an die Nacht, an die Frau, und er straffte sich.

«Lucius, mit wem warst du zusammen?»

In seinem Kopf schrillte eine Alarmglocke. «Hast du mir nachspioniert?» Er bemühte sich, seine Stimme weiter gleichmütig klingen zu lassen.

«Manchmal beobachte ich und sehe nichts. Und manchmal beobachte ich nicht und sehe mehr, als ich will.»

«Tasha, das beantwortet nicht meine Frage.»

«Du hast mir versprochen, dass ich dich niemals verlassen muss. Du hast versprochen, dich um mich zu kümmern.»

«Das habe ich», sagte er. «Aber um mich richtig um dich zu kümmern, muss ich dich fort und in Sicherheit wissen. Du bist doch jetzt in Sicherheit, oder? Bei Sergius und in Sicherheit?»

«Ich bin hier», antwortete sie. «Aber warum bist du nicht gekommen?»

«Ich musste bleiben», erklärte er ihr. «Erinnerst du dich, wir haben doch darüber gesprochen. Ich muss hier in Los Angeles noch einiges erledigen.»

«Aber was, wenn sie kommen, um dich zu holen?»

Er blickte auf die Bildschirme und ballte die Fäuste. «Das werden sie nicht.»

«Warum musstest du dann weggehen?»

Beinahe hätte er aufgelacht. Manchmal unterschätzte er Tasha. «Nur vorsichtshalber», versicherte er. «Mach dir keine Sorgen. Alles wird gut. Ist Serge auch da?»

Es raschelte in der Leitung, als sie das Telefon an Serge weitergab. Dann erklang seine raue Stimme. «Was für einen Mist hast du dir denn diesmal eingehandelt?»

«Nichts, womit ich nicht selbst fertig werden würde», erwiderte er und sein Blick zuckte wieder zu den Bildschirmen. «Um das sicherzustellen, sollte ich allerdings lieber auf der Stelle auflegen.»

«Du erzählst es mir noch», sagte Serge.

«Das werde ich», bestätigte Luke, bevor er auflegte. Eines Tages, wenn die Wahrheit nicht mehr so gefährlich wäre, würde er alles mit seinem Freund teilen. Aber jetzt musste das hier erst einmal klappen.

Oh ja, es würde wunderbar klappen.

Alles verlief nach Plan. Die Verdorbenheit des Systems arbeitete für ihn und nicht gegen ihn. Pläne, Absichten, Vorhaben, alle verschachtelt und undurchschaubar.

Er konzentrierte sich auf die Überwachungsbilder. Zwar hatte Luke damit gerechnet, dass Doyle mit von der Partie sein würde, doch der Paradämon blieb dennoch unberechenbar. Er war eine Spielfigur der PEC, völlig fixiert auf Luke, und zudem mächtig genug, um sein sorgsam konstruiertes Kartenhaus zum Einsturz zu bringen.

«Scheiß auf ihn», knurrte Luke. Der Plan würde aufgehen. Er musste. Denn wenn alles nicht exakt so ablief, wie er es sich ausgedacht hatte, dann würde er bald ein Treffen mit dem Holzpflöck des Strafrichters haben.

*Nein.*

Seine Zeit auf dieser Welt war noch nicht vorbei. Er musste bleiben, musste sich um Tashas Schutz kümmern.

Darüber hinaus verspürte er keinerlei Verlangen zu sterben. Selbst nach all den Jahrhunderten gab es noch zu viel, wofür es sich zu leben lohnte. Das Spiel der Sterne am

Nachthimmel. Der gleichmäßige Puls der Gezeiten, den er von seinem Heim in Malibu aus hören konnte. Der süße Nektar der Lippen einer Frau auf seinem Mund. Oh ja, die Frauen würde er vermissen.

In den letzten beiden Jahrzehnten hatte er von dieser süßen Frucht nicht mal annähernd genug genascht. Das hieß wohl, dass er der schwarzhaarigen Schönheit, in deren Armen er erst letzte Nacht versunken war, ein Dankeschön schuldete. So konnte er zumindest von sich sagen, dass er, wenn er schon sterben müsste, zumindest mit einem Paukenschlag abging.

Weiß Gott, das stimmte wirklich.

*Sara.* Schon ihr Name brachte sein Blut lustvoll in Wallung und er ergötzte sich an seinen Erinnerungen.

Als er sie Mittwochnacht in einer Bar aufgabelt hatte, hatte er eigentlich nicht vor, mit ihr zu schlafen. Er hatte sich auf einem Hocker in der Bar postiert und Braddock beobachtet, dessen Dämon nach Erlösung schrie. Doch dann hatte Braddock ihn direkt angesehen und um seine Enttarnung zu vermeiden, hatte er das Erstbeste getan, was ihm eingefallen war: Er hatte die Frau, die neben ihm saß, an sich gezogen und seine Lippen auf ihren Mund gedrückt. Sie hatte erschreckt gekeucht, sich dann entspannt und die Lippen für ihn geöffnet. Mit der wahnwitzigen Woge aus Hitze, die ihn dabei überrollte, hatte er allerdings nicht gerechnet.

Sie lag so weich und anschmiegsam in seinen Armen, und doch war sie so ganz *da*, als unterläge dieser Augenblick genau so ihrer Kontrolle wie seiner. Dann wurde ihr Kuss intensiver und der Dämon in seinem Inneren hatte sich schnurrend verzogen und die Vorfreude auf seine Beute zugunsten der Lust auf diese Frau aufgegeben.

Er begehrte sie so sehr, dass er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Er wollte sich in seiner Sehnsucht verlieren, sie bis in die tiefsten Tiefen erforschen, doch er zögerte, denn er begriff, dass ihre Reaktionen auch vom

Alkohol herrührten. Sein Schwanz kannte derlei moralische Bedenken allerdings nicht, er verlangte in all seiner Pracht nach Befriedigung.

Und er zweifelte nicht daran, dass sie ihm genau das geben würde. Er konnte es riechen – ihre Erregung, ihr Verlangen. *Ihren Triumph*. Sie war in die Bar gekommen, um zu feiern. Und Luke war ihre Kriegsbeute.

Siegestaumelnd küsste sie ihn nachdrücklicher und er schmeckte Gin und Oliven und einen süßen Hauch von Wermut. Solch eine scharfe, prickelnde Lust hatte er seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt und er musste all seine Selbstbeherrschung aufbringen, um sie nicht an Ort und Stelle und ohne Rücksicht auf Verluste zu vernaschen.

Als sie sich von ihm löste und ihn ansah, war ihr Blick verschwommen vom Alkohol, ihr Lächeln von Lust verzerrt und er wusste, dass es ihr genauso ging wie ihm.

Er blickte sich in der Bar um. Gerade ging Braddock mit zwei Anzugtypen nach draußen. Zumindest heute Nacht würde er weiterleben.

Er glitt vom Barhocker und bot der Frau seine Hand an. Sie berührte seine Finger und der Geruch des Zweifels ging im berausenden Duft ihrer Lust unter.

«Komm mit mir», sagte er zu ihr.

Eine ihrer Augenbrauen zuckte, dann sah sie ihn von oben bis unten an und ein sinnliches Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. «Ja, genau das hatte ich auch geplant.»

Luke musste daran denken, wie gewissenhaft sie diesen Plan in die Tat umgesetzt hatten und seine Muskeln spannten sich unbewusst an. Er erinnerte sich, wie sich ihr nackter Körper unter ihm angefühlt hatte. Wie ihre weichen Finger über seine raue Haut gestrichen waren. Wie ihr Lippen zurückgezuckt waren, als er sich tief in ihr verloren hatte.

Wie sich seine Vernunft und sein Verstand im Feuer seiner Lust und seinem Verlangen aufgelöst hatten.

Oh ja, sie war mit ihm gekommen. Und er mit ihr.

Selbst jetzt versteifte sich sein Glied bei dem Gedanken, und wenn er sich konzentrierte, konnte er ihren Duft riechen, der noch an seiner Haut haftete. Selbst jetzt wollte er diese Frau, die es geschafft hatte, ihn auf eine Art, wie er es noch nie erlebt hatte, gleichzeitig völlig aus der Fassung zu bringen und ihm Frieden zu schenken.

*Halt.*

Er ballte die Hände zu Fäusten und zwang sich dazu, sich die Monitore anzusehen, sich zu beruhigen und herauszufinden, wie weit sein Verhängnis bereits gediehen war.

Nicht sehr weit. Doyle ging wirklich auf Nummer sicher. Das RAC-Team umkreiste weiterhin sein Grundstück, war aber nicht nähergerückt. Luke sah auf die Uhr und begriff weshalb – die Dämmerung nahte. Was für eine gute Idee – wenn er während des Zugriffs sein eigenes Haus nicht verlassen konnte, weil draußen das Sonnenlicht drohte.

Selbstverständlich hatte Luke mit einem derartigen Vorhaben gerechnet. Trotzdem belustigte es ihn zu beobachten, wie Ryan Doyle hektisch durch die Gegend stolzierte, als wäre er der Oberboss, und dabei einen Idioten aus sich machte.

Doch die Erde drehte sich weiter, die Morgendämmerung würde bald kommen und Doyle und seine Männer würden dem Sonnenlicht auf dem Fuße folgen.

Er wandte den Blick von den Monitoren ab, erhob sich und richtete sich gerade auf. In seinen Adern pulsierte wilde Energie.

Wenn das hier vorbei war, wäre er ein Flüchtling.

Damit konnte er leben. Wenn Tasha dadurch in Sicherheit wäre, dann könnte er damit auch für die Ewigkeit leben.

«Er ist nicht blöd», maulte Tucker. «Vielleicht ahnt er nicht, dass du eine Vision hattest, aber er muss wissen, dass er den Ring verloren hat. Er wird es sich ja wohl kaum im

Haus mit *Oprah* gemütlich machen und darauf warten, dass wir unsere Männer versammeln und die Bude stürmen.»

«Ich glaube, Lucius sieht sich eher *Cops* an», sagte Doyle und zog sich den RAC-Overall über. Das hier war keine Standardprozedur – sie brachen eigentlich jetzt schon ein Dutzend Regeln –, aber auf keinen Fall würde er zurückbleiben und dem Einsatzkommando den Vortritt lassen. Bei Dragos wollte er an vorderster Front dabei sein. Nahe genug, um den Hass in den Augen dieses blasierten Hurensohns zu sehen, wenn er ihm Handschellen anlegte.

Aber Tucker hatte recht. Lucius Dragos war nicht blöd. Ganz im Gegenteil. Würde er diesen Blutsauger nicht so abgrundtief hassen, so hätte er sicher einen Heidenrespekt vor ihm.

Doyle musste also davon ausgehen, dass Dragos wusste, dass er den Ring zurückgelassen hatte und demnach auch wusste, dass sie kamen ...

Und wenn ihm *das* klar war ... na, dann hatte er sich entweder schon lange aus dem Staub gemacht oder der gewiefte Bastard hatte einen verflucht guten Notfallplan.

Die Frage lautete nur, welchen.

Neben ihm stieg Tucker ebenfalls in einen RAC-Kampfanzug.

«Was glaubst du, was du da machst?»

«Ich gehe mit meinem Partner.»

«Hältst du das für eine gute Idee? Deine zauberhafte Gabe funktioniert bei einem wie Lucius nicht. Und so seltsam du auch bist, ich habe mich langsam daran gewöhnt, einen armseligen Menschen wie dich an meiner Seite zu haben. Es würde mir nicht gefallen, wenn du in Stücke gerissen wirst.»

«Wenn du gehst, gehe ich auch.» Er strahlte von einem Ohr zum anderen und zog dann die Gesichtsmaske über den Kopf. «Außerdem habe ich ja noch diesen Zauberanzug hier.»

Doyle verkniff sich einen Fluch. «Ich passe aber nicht auf, dass dir niemand in den Hintern tritt.»

«Aber mein Popo ist doch so niedlich», konterte Tucker ironisch. Dann kniff er die Augen zusammen, seine Unbeschwertheit verschwand und er musterte Doyle von der Seite. «Mal ehrlich, Mann, bist du bereit für so etwas?»

Doyle begriff, worauf er hinauswollte. Visionen erschöpften ihn und es dauerte immer eine Weile, bis er sich erholte und wieder vollständig zu Kräften kam. Bei jeder anderen Sache hätte er heute gepasst und sich lieber für eine kleine Aufmunterung zu *Orlandos* verzogen. Aber bei Dragos war es etwas anderes – selbst wenn er schwach wie ein Kätzchen gewesen wäre, hätte er beim Zugriff dabei sein wollen. «Das würde ich mir um nichts in der Welt entgehen lassen», erklärte er Tucker, und bevor der noch protestieren konnte, wandte sich Doyle an Tariq, den Befehlshabenden im RAC-Team.

«Sind wir so weit?»

Tariqs gelbe Augen glänzten im Licht der aufgehenden-Sonne. «Legen wir los.» Der muskulöse Dschinn signalisierte mit erhobenem Arm seinem Team und stürmte dann voran. Mit seinen magischen Fähigkeiten zerstörte er das Schloss an der Vordertür des Anwesens.

«Klar.»

«Klar!»

«Hier drüben auch. Alles klar.»

Innerhalb weniger Augenblicke waren die Männer in die marmorgetäfelte Vorhalle des Hauses eingedrungen. Ihre Stimmen hallten durch den Raum. Dann teilten sie sich auf, um die Räumlichkeiten zu durchsuchen. Zweitausendfünfhundert Quadratmeter und keine Seele zu sehen, weder lebendig noch tot.

«Er ist hier», beharrte Doyle und schnitt Tucker und Tariq das Wort ab, ehe die beiden Widerspruch einlegen konnten.

«Der Bastard muss hier irgendwo sein.»

«Gibt es eine Gruft?»

«Nach den Plänen nicht», sagte Tariq mit einem Blick auf seinen Organizer. «Aber laut Grundbuch lag hier einmal der Silver Dreams-Friedhof.»

«Mist», fluchte Doyle. Der Friedhof war im späten neunzehnten Jahrhundert eine Ruhestätte für die Reichen und Schönen dieser Gegend gewesen. Während der Hochzeiten des Stummfilms hatten sich viele Leinwandhelden hier beerdigen lassen. Er war den europäischen Friedhöfen nachempfunden worden und mit seinen Grüften und Mausoleen anstelle der traditionellen Grabsteine auf der Wiese eine Touristenattraktion gewesen. Das perfekte Versteck für einen Vampir.

«Das ist sein Fluchtweg», sagte Doyle. «Er muss einen Fluchttunnel haben.»

«Moment», meldete sich Tariq und tippte sich auf seinem digitalen Display durch elektronische Daten. «Geben Sie mir einen Augenblick.»

Doyle wartete ungeduldig. «Wo ist Murray?»

«Im Wagen, er koordiniert den Einsatz.»

«Warum zum Teufel ist er nicht hier?»

Tariq blieb ungerührt. «Weil er großartig organisieren kann. Wenn ich ein Team zusammenstelle, dann mache ich es ordentlich.»

Doyle nickte geistesabwesend. Tariqs Erklärung war absolut schlüssig und doch schrillten bei ihm die Alarmglocken. «Kennen Sie den Verdächtigen?»

«Wer kennt ihn nicht?», erwiderte Tariq. Eine gute Antwort. Doyle wusste jedoch zufällig, dass Tariq und Dragos vor etwa sechs Jahrhunderten einmal aufeinandergetroffen waren – und beide hatten sie es überlebt. Unter normalen Umständen wäre das «Warum» bei einem Gläschen Bier sicher ein interessantes Thema gewesen. Aber heute hatte Doyle das Gefühl, dass die Antwort auf diese Frage von grundlegender Bedeutung war.

Er musste die Antwort nicht hören, aber er musste sich den Schwierigkeiten stellen, die sie aufwarf.

«Tauschen Sie», sagte er und sah Tariq direkt an. Tariqs rambusförmige Pupillen zogen sich zusammen, bis sie fast verschwanden.

«Wie bitte?»

«Murray hier. Sie im Van.»

«Wollen Sie mir den Grund dafür verraten?»

«Eigentlich nicht», sagte Doyle und trat nahe an Tariq heran. «Aber vielleicht möchten Sie ihn mir sagen?»

«Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen», fuhr Tariq ihn an und unter seiner sonst so ruhigen Fassade kochte es.

«Und das müssen Sie auch nicht, solange sie jetzt nach draußen gehen und Murray reinkommt.»

Tariq sah abwechselnd Doyle und Tucker fragend an. «Was soll's», fauchte er schließlich. «Sie wollen den großen Obermotz spielen? Bitte schön.»

Er bedachte Doyle mit einem vernichtenden Blick und stürmte dann davon.

«Was sollte das denn?», fragte Tucker Doyle.

«Uralte Geschichte», erwiderte er.

Tucker überlegte kurz und nickte dann. «Und wer ist dieser Murray?»

«Ein Werwolf. Ich brauche seine feine Nase.»

Fünf Minuten später blieb J. Frank Murray vor einem eichenen Bücherregal stehen. Seine Nase zuckte. «Da drin.»

«Öffnen Sie es oder schlagen Sie es ein. Nur bringen Sie uns dort rein», befahl Doyle.

«Eine Schande, so ein wundervolles Möbelstück zu ruinieren», bemerkte Tucker.

«Veralbern kann ich mich alleine», gab Doyle zurück. «Verschaffen Sie mir Zutritt.»

Murray nickte und sofort kamen zwei RAC-Techniker heran. Innerhalb weniger Sekunden hatten sie den geheimen Mechanismus geknackt. Ein scharfes Klicken

erklang. Dann schob sich das ganze Regal langsam nach hinten. «Wie ich gesagt habe, ein wundervolles Möbelstück.»

Sie standen in Dragos Sicherheitszentrale. Die Monitore zeigten noch immer die Aufzeichnungen der Überwachungskameras. Allerdings waren sie zurückgespult worden und nun konnten sich Doyle und seine Männer selbst dabei zusehen, wie sie das Haus umstellten.

«Mistkerl.»

«Zumindest wissen wir jetzt, dass er hier war», stellte Tucker fest.

Doyle zeigte auf Murray.

«Suchen Sie den Ausgang.»

Murray war bereits dabei. Er blähte die Nasenflügel witternd und seine Muskeln zuckten erregt. Er ging den ganzen Raum ab. Nichts.

Die Männer sahen sich unschlüssig an.

«Möglicherweise ist er auf demselben Weg, auf dem er reingekommen ist, auch wieder hinausgeschlichen», schlug Tucker vor.

«Möglicherweise hält er uns auch alle zum Narren», grollte Doyle. Er drehte sich um seine eigene Achse und musterte eingehend die Wände, die Decke und den Boden.

*Der Boden.*

Er wies auf den Marmorfußboden, dessen Fugen völlig intakt schienen.

Aber das waren sie nicht. Sekunden später bestätigte Murray, dass Dragos durch den Boden entkommen war. Die Techniker des Teams stemmten ihn auf und legten den darunter versteckten Tunnel frei.

«Runter», kommandierte Doyle und folgte Murray in die Finsternis.

Nach zweihundert Metern stießen sie auf eine steinerne Treppe. Der Strahl von Murrays Taschenlampe folgte den Stufen hinab in die Dunkelheit, bis sie ein

schmiedeeisernes Tor erleuchtete, hinter dem Schwärze gähnte. Murray neigte den Kopf und nahm Witterung auf. Dort drinnen war seine Beute und stellte sich tot.

«Sprengen», befahl er.

Gleich darauf explodierte die Tür und Staub und Eisenstückchen regneten auf die Männer herab, die nun mit gezückten Holzpfählen vordrangen. Sie schwärmten aus, Rücken zur Wand, und legten geschwind eine Hämatitbarriere aus. Das Mineral würde verhindern, dass Dragos sich in ein Tier oder Nebel verwandelte. Einer der Männer entzündete eine Fackel und warf sie in die Kammer. Schummriges, rotes Licht erleuchtete das enge Grab.

*Da war er.*

Lucius stand weniger als sieben Meter von ihnen entfernt. Er trug schwarze Jeans, ein schwarzes T-Shirt und hatte sich in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, in dem er zweifellos eine Vielzahl Waffen versteckt hielt. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Seine Hände waren nicht sichtbar.

Doyles Beute trug eine breite Sonnenbrille. Die Linsen waren so dunkel, dass er die Augen seines Gegenübers nicht erkennen konnte. Aber er musste die Augen dieses Bastards nicht sehen, um zu wissen, dass er ihn direkt anstarrte.

Dann wandte Lucius seinen Blick von Doyle ab und ließ ihn über die gesamte Mannschaft und jedes einzelne Gesicht schweifen.

«Tariq ist nicht hier», sagte Doyle. Dann lächelte er. «Reingelegt.»

Lucius Gesicht blieb versteinert. Aber die schlimme Narbe, die sich über seine rechte Wange zog, zuckte kurz. Ein Zeichen von Angst? Doyle konnte sich nicht vorstellen, dass Dragos sich vor irgendetwas oder irgendjemandem fürchtete, selbst, wenn es besser für ihn gewesen wäre, sich in Acht zu nehmen.

Nein, Dragos hatte keine Angst. Der armselige Dreckskerl heckte etwas aus.

Das würde ihm nicht gut bekommen.

«Ich will deine Hände sehen», kommandierte Doyle.  
«*Sofort.*»

Lucius zögerte nur für den Bruchteil einer Sekunde und zog dann langsam die Hände hervor. Er hob sie hoch und zeigte dem Einsatzkommando zuerst die Handrücken und dann die Handflächen. Die Männer rückten vor. Fünf von ihnen umstellten ihn mit schussbereiten Armbrüsten.

Fünf weitere verteilten sich im Raum und inspizierten die Gruft.

«Hier drüben», schrie einer und schob den Deckel von einem Steinsarkophag. «Tunnel.»

«Hier ist alles verkabelt», rief ein anderer und untersuchte den Boden. «Allerdings keine Spur von Sprengstoff.» Er folgte einer Leitung, die sich um den ganzen Raum erstreckte. «Au, Mist. Nervengas. Er wollte uns alle ins Reich der Träume schicken.»

«Und da sich keine Vampire im Team befinden, wärest du der Einzige gewesen, dem nichts passiert. Und dann wolltest du dich wohl durch deinen schönen Tunnel auf und davon machen?»

«Kam mir ursprünglich wie eine gute Idee vor», sagte Lucius gedehnt. «Aber inzwischen bin ich zu der Einsicht gelangt, dass ich lieber noch ein bisschen länger darüber hätte nachdenken sollen.»

«Freut mich, dass du deinen Sinn für Humor nicht verloren hast, obwohl wir dich auf frischer Tat bei einem astreinen Mord erwischt haben.»

«Soweit ich mich erinnere, kriege ich erstmal einen Prozess», bemerkte Lucius. «Es ist noch nicht vorbei, Ryan.»

«Oh doch, das ist es. Du bist geliefert, Dragos. Fertig. Du kannst dich nirgends mehr verstecken.»

«Es gibt immer eine Möglichkeit.»

Doyles Faust krampfte sich zusammen. Er wollte Lucius den Schädel einschlagen. Sein selbstzufriedenes Grinsen ausradieren.

Oh ja, Doyle wollte den Blutsauger brennen sehen.

Lucius drehte den Kopf zur Seite, hob langsam die Hand und nahm die Sonnenbrille ab. Die vertrauten, bernsteinfarbenen Augen richteten sich auf Doyle. Ruhig - und für Doyles Geschmack viel zu arrogant.

«Du hast ausgespielt», sagte Doyle und trat zu ihm, um ihm Handschellen anzulegen.

«Für den Augenblick vielleicht», erwiderte Lucius. «Aber es gibt immer einen Plan B.»

# Kapitel 3

Manhattan war ein Ort der ausbalancierten Gegensätze, dachte Sergius bei sich. Verlangen kämpfte gegen Enttäuschung, Leid bildete das Gegengewicht zum Genuss. Und in diesem Reich, das niemals schlief, bezwang nichts Geringeres als reine Willenskraft die Finsternis.

Hier gehörte er hin. Die beiden Heimstätten, die er sich gewählt hatte, befriedigten seine widerstreitenden Bedürfnisse. Da gab es das tiefe, fensterlose Loch unterhalb der verlassenen Bahngleise und weit weg von neugierigen Blicken, das er sich zugelegt hatte, und das Penthouse aus Glas und Marmor, in dem er nun stand und auf die Stadt unter ihm hinabblickte.

Das Glas war extra nach seinen Vorgaben gefertigt worden. Es blockierte die Strahlen der Nachmittagssonne und hüllte die Stadt zu seinen Füßen in ewige Nacht.

Es machte ihm Spaß, hier oben zu stehen und den Menschen zuzusehen, wie sie siebenundvierzig Stockwerke weiter unten wie Ameisen herumwuselten. Ob sie ahnten, welches Grauen er über sie bringen konnte, wenn er sich nur dazu entschloss? Ob sie spürten, welche Willensanstrengung es für ihn bedeutete, hier hinter dem Glas zu bleiben und das Verlangen zu unterdrücken, zu jagen und zu töten? Seine Zähne in Fleisch zu schlagen und dadurch zu *werden*?

Mit jedem Tag wurde der innere Kampf verzweifelter und Abend für Abend wurde es schwerer, drinnen zu bleiben und sich vom Duft des Blutes fernzuhalten.

Er hatte niemandem von seinem wachsenden Hunger erzählt, nicht mal Lucius, seinem engsten Freund. Seinem *Kyne*-Bruder.